

Zeitschrift:	Scholion : Bulletin
Herausgeber:	Stiftung Bibliothek Werner Oechslin
Band:	3 (2004)
Artikel:	"Schüchtern übergebe ich dem Publicum eine Reihe von Arbeiten ..." : ein erster Satz Alexander Humboldts und andere erste Sätze
Autor:	Oechslin, Werner
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-719955

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

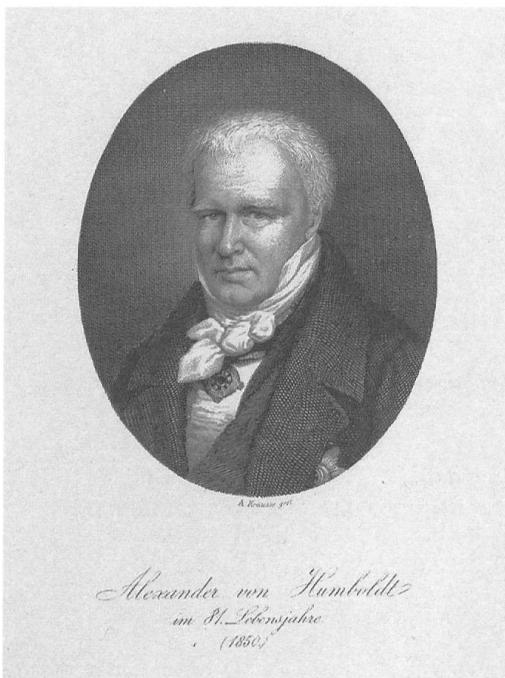
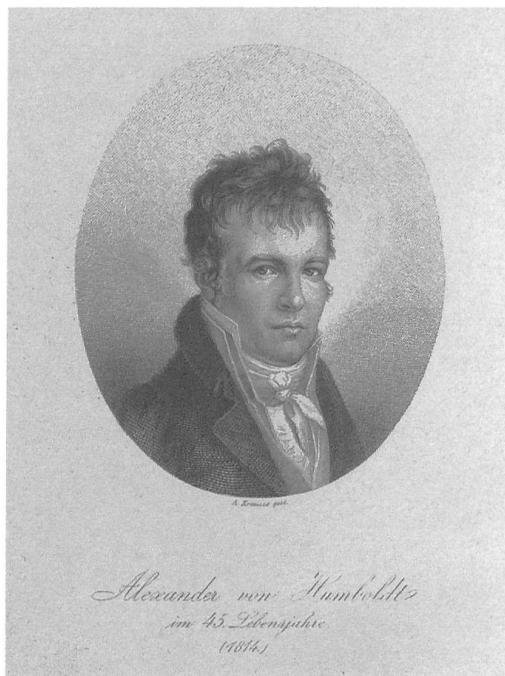
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

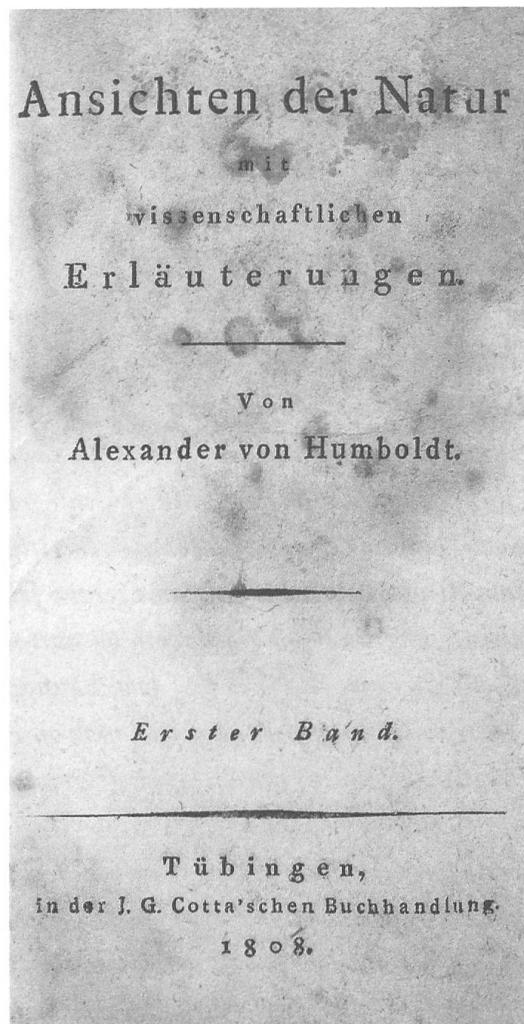


Humboldt im 45. Lebensjahr (1814), Kupferstich von A. Krause als Frontispiz
des zweiten Bandes der von Karl Bruhns herausgegebenen "wissenschaftlichen Biographie"
Alexander von Humboldts, Leipzig 1872

Humboldt im 81. Lebensjahr (1850), Kupferstich von A. Krause als Frontispiz
des dritten Bandes der von Karl Bruhns herausgegebenen "wissenschaftlichen Biographie"
Alexander von Humboldts, Leipzig 1872

Der vertiefte, tägliche Umgang mit dem Buch erlaubt genaueres Hinsehen und führt zu Fragen und Einsichten, die dem eiligen Leser, der bloss auf einzelne Fakten und schnelle Resultate erpicht ist, oft entgehen. Es sind aber Modalitäten, Zwischentöne, die erst erkennen lassen, wie das Mitgeteilte zustandegekommen, in welchen Bedingungen es formuliert ist und wie man es denn zwecks vertieften Verständnisses aufnehmen soll. Das ist es, was Sprache zu vermitteln imstande ist. Und darin gibt sich ein Autor oft viel deutlicher mitsamt seinen feineren Absichten und Erwägungen zu erkennen, ganz unabhängig davon, ob nun sein ‘Gegenstand’ ein wissenschaftlicher oder ein poetischer oder ein – was häufiger als vermutet kommt – vermischter sei. Eine solche Mischung wird man in Alexander von Humboldts Ansichten der Natur erkennen, um die es im folgenden Text in mancherlei Hinsicht geht.

Ist es vorerst der erste Satz, der solche Fragen nach den feinen Verästelungen eines Textes in seinem Kontext auslöst, so folgt dem eine weitere Überlegung zu dem, was in Entsprechung, aber noch grundsätzlicher als “Prolegomena” in die Buchgeschichte Eingang gefunden hat. In beiden Fällen aber ist es jenes spezifisch geisteswissenschaftliche Interesse, das zur Verdeutlichung dessen führen soll, was in und um den Text herum geschichtliches Verständnis bei grösstmöglichen Respekt vor Differenziertheit und allen Feinheiten der konkreten Welt zu bilden vermag.



Schüchtern übergebe ich dem Publicum
eine Reihe von Arbeiten, die im Angesicht
grosser Naturgegenstände auf dem Ozean,
in den Wäldern des Orinoco, in den Step-
pen von Venezuela, in der Einöde perua-
nischer und mexikanischer Gebirge entstan-
den sind. Einzelne Fragmente wurden an

Erstausgabe von Alexander von Humboldt, *Ansichten der Natur*
mit wissenschaftlichen Erläuterungen, Erster Band, Tübingen 1808,
Titelblatt und erster Satz der Vorrede

“SCHÜCHTERN ÜBERGEBE ICH DEM PUBLICUM
EINE REIHE VON ARBEITEN ...”

EIN ERSTER SATZ ALEXANDER VON HUMBOLDTS UND ANDERE ERSTE SÄTZE

Werner Oechslin

“Schüchtern übergebe ich dem Publicum eine Reihe von Arbeiten ...”. So beginnt der erste Satz eines berühmten, 1808 erstmals edierten Büchleins! Würde heute jemand auf diese “schüchterne” Weise zur Vorrede seines Buches ansetzen, er würde wohl kaum mehr als ein müdes Lächeln oder gar Mitleid oder zumindest Kopfschütteln bei seinem Leser hervorrufen. Wer beginnt denn schon mit dem Eingeständnis von Unsicherheit und Scheu; wer möchte ‘zaghaft’ mitteilen, was ihm unter den Nägeln brennt? Nein, Schüchternheit steht zumindest heutigem Zeitgeist diametral entgegen. Wer schüchtern beginnt, wird seine Botschaft wohl kaum überzeugend vermitteln können. Auch nicht ein Hauch von Unsicherheit sei dem Leser verraten.

Wollte der Autor damals, noch in Zeiten der Empfindsamkeit, mit seiner Gefühlsbeschreibung gerade umgekehrt den Leser anlocken, ihn neugierig stimmen? Oder aber: war dies – 1808 – längst zu einer leeren Dedikationsformel verkommen? Das Grimmsche Wörterbuch weiss mit Wieland von “anscheinender Schüchternheit” und mit Nicolai von “weibischer Schüchternheit” zu berichten. In Preussen, womit der Geburtsort des Autors der zitierten Vorrede bezeichnet ist, bedeute schüchtern soviel wie “gescheucht, wild, unstät”. Nach Grimm “schüchtert” und “scheucht” und “treibt” man “jemanden durch erregung von furcht zurück”. Sollte der Autor sich in diese Gefühlslage versetzt empfunden haben? Wohl kaum!

Andererseits, leitet jemand bloss formelhaft sein Büchlein ein, das er zweimal neu gedruckt ein Leben lang – selbstverständlich unter Beibehaltung eben dieser Vorrede – für sein liebstes hält? Schliesslich, wie soll jemand glaubhaft von sich als schüchtern reden, der sich über Jahre hinweg wagemutig in Südamerika in extremste Situationen gebracht hat, um dann 1804 zurück in Paris deswegen sosehr gefeiert zu werden, dass dies dem damals wohl mächtigsten Menschen, Napoleon, unangenehm aufstösst?

Das Büchlein, das so “schüchtern” daherkommt, trägt den Titel *Ansichten der Natur*; sein Autor ist Alexander von Humboldt (TAFEL IV, V).¹ Nun, da

wir den Namen des Verfassers kennen, mag man alles noch einmal genauer bedenken.

Im August 1804 war Alexander von Humboldt nach fünfjähriger Expedition in Südamerika in Bordeaux angekommen, nachdem er zuvor – in Anbetracht der hohen Risiken eines solchen Unternehmens kaum erstaunlich – auch schon tot gesagt worden war. Nach seiner Ankunft in Paris aber wird er herumgereicht und gefeiert. Eine erste Ausstellung der gesammelten Objekte und Skizzen im Jardin des Plantes wird zum Publikumserfolg, was der Geschichte dieses Tempels der neuerweckten Naturgeschichte fest einbeschrieben bleibt. J. Janin wird 1842 in seiner Darstellung des Werdegangs dieser Institution Alexander von Humboldt an die Spitze der langen Reihe bedeutender Korrespondenten stellen und ergänzen, er hätte wohl für Amerika beinahe ebenso viel getan wie Kolumbus.² So gefeiert schreibt Alexander am 14. Oktober 1804 seinem Bruder Wilhelm nach Rom: „Der Ruhm ist grösser denn je“. Monate zuvor, noch in Amerika, war er drei Wochen lang Gast bei Thomas Jefferson in Washington gewesen. Der amerikanische Präsident hatte ihm, der sich so vieler „hardships and hazards“ unterzogen hätte, „congratulations on your arrival“ mitsamt einer Einladung nach Virginia zukommen lassen. Nunmehr in Paris, zurück in einem veränderten Europa, beschreibt Humboldt die Reaktionen von Publikum und Wissenschaftlern mit „Enthusiasmus“, das Verhalten des gleichaltrigen Napoleon gegenüber seinem französischen Expeditionskollegen Aimé Bonpland mit „eisiger Kälte“ und gegenüber ihm selbst mit „voller Hass“.

Alexanders Familie ist in der Person der Gattin seines Bruders Wilhelm, Karoline, zugegen und damit unvermeidlich auch der Schatten preussischer Staatsvertretung – zwei Jahre bevor Napoleon am 27. Oktober 1806 in Berlin einmarschiert. „Ich bin gezwungen gewesen, mir für 70 Louisdor sammele gestickte Kleider machen zu lassen, um in aller Pracht zu erscheinen. Man muss nach solcher Reise nicht scheinen, auf den Hund gekommen zu sein“. Alexander schreibt dies seinem Bruder Wilhelm und bezieht sich damit auf die Krönung Napoleons am 2. Dezember 1804 in Notre-Dame, an der er offensichtlich ganz selbstbewusst Preussen vertritt. Nichts von Schüchternheit! Was man damals über ihn hört, weist keinesfalls in diese Richtung. Ganz im Gegenteil. Alexander gibt sich gewandt, ist erfolgreich im Anknüpfen neuer Freundschaften und für die eigene Familie wohl gar schon zu französisch. Man ist über all dies nicht überrascht. Schiller hatte am 6. August 1797 in einem Brief an Gottfried Körner die beiden ungleichen Brüder verglichen und die grössere Sympathie für Wilhelm nicht verschwie-

gen: "Alexander imponiert sehr vielen und gewinnt im Vergleich mit seinem Bruder meistens, weil er ein Maul hat und sich geltend machen kann".³

Kurzum, es gibt kein plausibles fundamentum in re für eine Schüchternheit Alexanders. Man muss anderweitig nach möglichen Deutungen suchen. 1805 war Alexander nach Rom zu seinem Bruder Wilhelm und von da nach Berlin gereist. Kaum dort angekommen, ernennt ihn Friedrich Wilhelm III. am 19. November 1805 zum ständigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Damit hätte Alexander ausgesorgt. Doch, um seine wissenschaftlichen Erkenntnisse zu verwerten und sie zu publizieren, was zu einem umfassenden und gleichwohl nicht beendeten opus magnum führen wird, der dreissigbändigen *Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent* (1808–1827), die man der napoleonischen *Déscription de l'Égypte* an die Seite stellen darf, möchte er nach Paris zurück, was jedoch wegen Napoleon, der nun eben seinen Siegeszug durch Deutschland angetreten hat, vorerst nicht möglich ist.

Allein, Grund zu Schüchternheit gibt es aus der Sicht Alexanders auch in Berlin trotz der unsicheren Zeiten nicht. Der ungewisse Ausgang und das Schicksal, das den Autor der *Reden an die deutsche Nation*, Johann Gottlieb Fichte, und dazu im Gegensatz den Minister bei Jérôme, Napoleons Bruder in Kassel, Johannes von Müller, einholen wird, bleibt ihm, Alexander von Humboldt, erspart. Die politischen Wirren bringen ihn nicht von dem ab, was für ihn allein zu zählen scheint: die wissenschaftliche Arbeit. Seine intensive Arbeit mit geomagnetischen Messungen im deshalb "Magnethäuschen" apostrophierten "Seitenhaus des George'schen Gartens" fiel inmitten solcher Zeiten 1806 und 1807 gleichwohl auf.⁴ Diesen Ort schienen auch Fichte und Müller zeitweilig zu nutzen, was zu einem Vergleich geradezu herausfordert.⁵ Von Fichte erschien damals, im Frühjahr 1806, in Berlin *Ueber das Wesen des Gelehrten*, dem im Untertitel "und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit" beigefügt war.⁶ Anders als Alexander von Humboldt reagierte Fichte im Herbst 1806 auf die Ereignisse mit Skizzen zu "Reden an die deutschen Krieger", sprach von "Exaltation" und bot seine Hilfe dem preussischen König an – allerdings, wie nochmals 1813, vergebens.⁷ In den Berliner Vorlesungen von 1804/05 ging es ihm unter dem Titel der "Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" schon zu Beginn um nichts Geringeres als einen "Weltpol" und den "Zweck des Erdenlebens der Menschheit", dass diese nämlich "in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichte".⁸ Jetzt aber, zwischen Dezember 1807 und März 1808 standen die Vorlesungen Fichtes unter dem Titel "Reden an die deutsche

Nation” und natürlich sollte man dies keinesfalls eng, auf preussische Geschichte und Missgeschicke eingeschränkt lesen.⁹ Es ist der erste Satz der “im April 1808” datierten Vorrede, der den Zusammenhang der beiden Schriften, der unterbrochenen Vorlesungen – über die Ereignisse mitsamt Napoleons Einzug in Berlin hinweg – bestärkt. Ansonsten bemerkt dort Fichte lediglich: “und es bedurfte sonach keiner Vorrede”, was dann insofern korrigiert wurde, indem die vor die erste Vorlesung im Druck eingefügten Seiten aus einer “Abhandlung über Macchiavelli als Schriftsteller” zwecks Füllung des “leeren Raums” erklärt werden mussten. Die typographische Lücke findet eine Erklärung und wird gefüllt, bezüglich des Bruchs in der Geschichte verweist Fichte auf den Text: “ist in ihnen (= den *Reden an die deutsche Nation*) selbst ausgesprochen”. Der erste Satz der ersten Vorlesung beginnt dann in Anbetracht der dazwischen stattgefundenen politischen Ereignisse eher banal “Als eine Fortsetzung der Vorlesungen, die ich im Winter vor drei Jahren allhier an derselben Stätte gehalten ...”.

Erklärt solches das schüchterne Vortasten Humboldts in seinen “Ansichten der Natur”, denen schon in der Vorrede der Ruf nach Freiheit, aber doch so andersartig einbeschrieben ist? Als Fichte bei erneuter Wendung der Geschichte bezogen auf die Ereignisse von 1813 “über den Begriff des wahrhaften Krieges” schreibt,¹⁰ ist Alexander von Humboldt längst nach Paris zurückgekehrt. Ihn erreicht dort weder das Schicksal Fichtes noch dasjenige Johannes von Müllers, der gemäss der Darstellung eines seiner besonders Anteil nehmenden Biographen am Hofe von Napoleons Bruder vielfach gekränkt 1809 “gebrochenen Herzens” gestorben war.¹¹ Als dann sein Bruder Johann Georg Müller im folgenden Jahr die *Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten besonders der europäischen Menschheit* herausgab, wurde nebst einem Vorwort von 1797 ein “Fragment einer späteren Vorrede” mit der Präzisierung “Im Frühling 1806 geschrieben, als der Verfasser die Herausgabe dieses Werkes vorhatte” beigegeben, dessen erster Satz lautete: “Es ist mir eben so unmöglich, müssig zu seyn, als mich mit blosser Befriedigung eigener Wissbegierde zu begnügen”.¹² Auch dies, der Tadel an “blosser” Wissbegierde hätte Alexander von Humboldt vielleicht einzuschüchtern vermocht. Auf jeden Fall passt das Motto nach Vergil, das Müllers Werk auf die Titelseite gesetzt war, genauso auf den zeitweiligen Hausgenossen Humboldt: “Stat sua cuique dies.” “Jedem steht fest sein Tag!” Liest man dort, im zehnten Buch von Vergils *Aeneis* (X, 467) weiter, so erfährt man, was inmitten kriegerischer Handlung und in Anbetracht des unausweichlichen Schicksals als besondere Mahnung zu gelten hat: “... breve et irreparabile tempus/

Omnibus est vitae: sed famam extendere factis, Hoc virtutis opus". ("... und kurz und unwiederbringlich / Ist das Leben für alle, doch Ruhm durch Taten zu ernten / Steht dem Tapferen frei"). Dem folgt die Erinnerung an die trojanischen Heldenataken. Mitsamt dem Verweis auf das homerische Epos mag das alles einigermassen einschüchtern.

Doch Alexander von Humboldts Tageswerk geht von solchem kriegerischen Pathos unbeeindruckt voran. Allein nach der wissenschaftlichen Ruhmesseite scheint er gerichtet zu sein. Wo Fichte seine Berliner Vorlesungstätigkeit unterbrach, setzt Alexander von Humboldt im Winter 1806/07 gerade an. Und daraus entstehen seine *Ansichten der Natur*, die 1808 mit dem "Schüchtern übergebe ich dem Publicum eine Reihe von Arbeiten" eingeleitet bei Cotta in Tübingen – wie wenig später Müllers Vermächtnis – erscheinen.

Freiheitsliebende Europäer sind sie alle auf ihre Art: Humboldt, Fichte und Müller. 'Nur' die Gunst des Schicksals ist sehr ungleich verteilt, worüber auch in Paris, wozu auf Grund der historischen Ereignisse noch viel mehr Anlass besteht, Georges Cuvier am 7. Januar 1811 in seinem Nachruf auf Antoine-François de Fourcroy sinniert: "Les savans de notre âge n'ont pas tous joui de ce bonheur; des grands changements dans l'Etat leur ont ouvert une nouvelle lice; il en est qui se sont laissés entraîner sur le théâtre tumultueux des affaires, séduits par l'espoir de rendre à leurs contemporains des services plus immédiats, et croyant qu'un esprit exercé à la recherche de la vérité leur suffiroit pour se diriger par ses passions personnelles. Des malheurs cruels, les persécutions, la mort, ont été pour quelques-uns la peine de cette innocente erreur".¹³

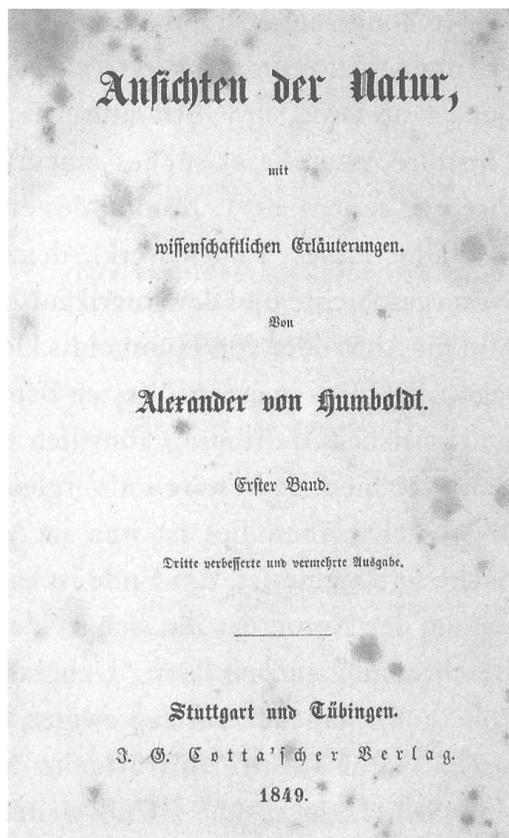
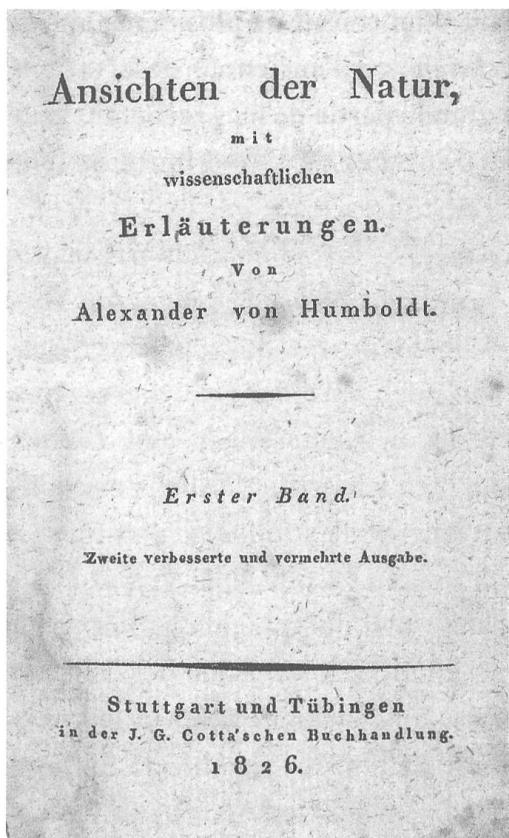
Das also blieb Alexander von Humboldt erspart. Und ob er nun, der allen äusseren Ereignissen zum Trotz in Berlin seine Vorlesungen hält, deshalb nur schüchtern mit seinen *Ansichten der Natur* an die Öffentlichkeit gelangen wollte, sei dahingestellt. Jedenfalls erwähnt er dies 1808 in der Fussnote zu *Ueber die Wasserfälle des Orinoco bei Atures und Maypures* ohne jegliche Umschweife und Begründung: "Diese Abhandlung, wie alle vorhergehenden, sind in den öffentlichen Sitzungen der Academie der Wissenschaften in den Jahren 1806 und 1807 vorgelesen worden".¹⁴ Allen möglichen Störungen der äusseren Geschichte zum Trotz! Auch die in Adelungs *Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* geführte Erklärung des Wortes schüchtern ("Im leidenden Verstande, geneigt, bey dem Anblicke eines Übels leicht in Schrecken zu gerathen, und bey dessen Annäherung zu fliehen") passt also nicht zu dieser Geschichte.¹⁵

Doch, eine andere, vielleicht erfolgreichere Fährte führt zu einer möglichen Erklärung. Fichte hatte „im Jänner 1806“ den ersten Satz der Vorrede zu seinem *Ueber das Wesen des Gelehrten* mit der Bemerkung eingeleitet: „Diese Vorlesungen machen keinen Anspruch auf den Rang eines schriftstellerischen Werkes ...“. Und er beendete diese merkwürdige Einleitung abrupt mit dem Satz: „Weiter habe ich hiebei dem lesenden Publikum, mit welchem mich zu unterhalten ich immer grösseres Widerstreben fühle, nichts zu sagen“.¹⁶

Beides aber widerspricht nun dezidiert dem, was Alexander von Humboldt mit seinen *Ansichten der Natur* vorhat. Und gerade dies, nichts Geringeres als literarische Ambitionen, so scheint es, lassen ihn das Büchlein „schüchtern“ beginnen und sein offenes Wort andererseits gezielt an das Publikum, an die „bedrängten Gemüther“ richten.

Auch nach diesen Sternen greift Alexander. Die genauen Adressaten und literarischen Vorbilder sind von ihm selbst überliefert.¹⁷ Nicht nur Buffon und Georg Forster, mit dem er im Frühjahr und Sommer 1790 die Rheingegenden bereiste, sind seine Gewährsleute, sondern noch viel mehr der Autor von *Paul et Virginie*, Bernardin de Saint-Pierre, und schliesslich Chateaubriand und dessen *Génie du Christianisme*. Nun ist es also klar oder zumindest ein bisschen klarer. Schüchternheit ist allenfalls in Anbetracht dieser hohen literarischen Ambition angebracht. Das hochgesetzte Ziel besteht darin, die wissenschaftlich fundierte Naturerkenntnis in einen noch viel grösseren, ganzheitlichen Rahmen zu stellen, wozu es dieser ‘dichterischen’ Form bedarf. So will es Alexander von Humboldt schon 1795 in der kleinen, in den *Horen* erstmals abgedruckten Schrift und später auch in die *Ansichten der Natur* aufgenommenen *Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung* versucht haben. Rückwärtsblickend meint er 1849, achtzigjährig, er hätte dort „die Entwicklung einer physiologischen Idee in einem halb mythischen Gewande“ zur Darstellung bringen wollen. Jetzt, in den *Ansichten der Natur*, erläutert er ein solches Vorgehen mit Formulierungen wie „Ueberblick der Natur im Grossen, Beweis von dem Zusammenwirken der Kräfte, Erneuerung des Genusses, den die unmittelbare Ansicht dem fühlenden Menschen gewährt“. Das seien die „Zwecke“ seiner Darstellung.

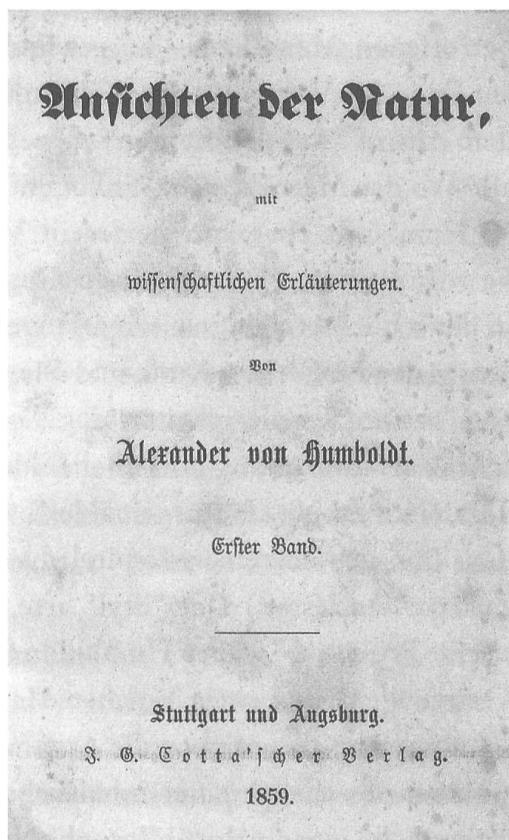
Solches hat ihm in der Tat Chateaubriand vorgezeigt. Es ist wiederum ein erster Satz, der dies allein schon erhellt und erklärt. Chateaubriand beginnt die „Préface“ zum ersten Band seines 1802 erstmals erschienenen *Génie du Christianisme ou Beautés de la Religion Chrétienne* mit dem Satz:



Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe
von Alexander von Humboldts Ansichten
der Natur, mit wissenschaftlichen Erläute-
rungen, Stuttgart/Tübingen 1826

Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe
von Alexander von Humboldts Ansichten
der Natur, mit wissenschaftlichen Erläute-
rungen, Stuttgart/Tübingen 1849

Nachdruck der dritten Ausgabe von
Alexander von Humboldts Ansichten der
Natur, mit wissenschaftlichen Erläuter-
ungen, Stuttgart/Augsburg 1859

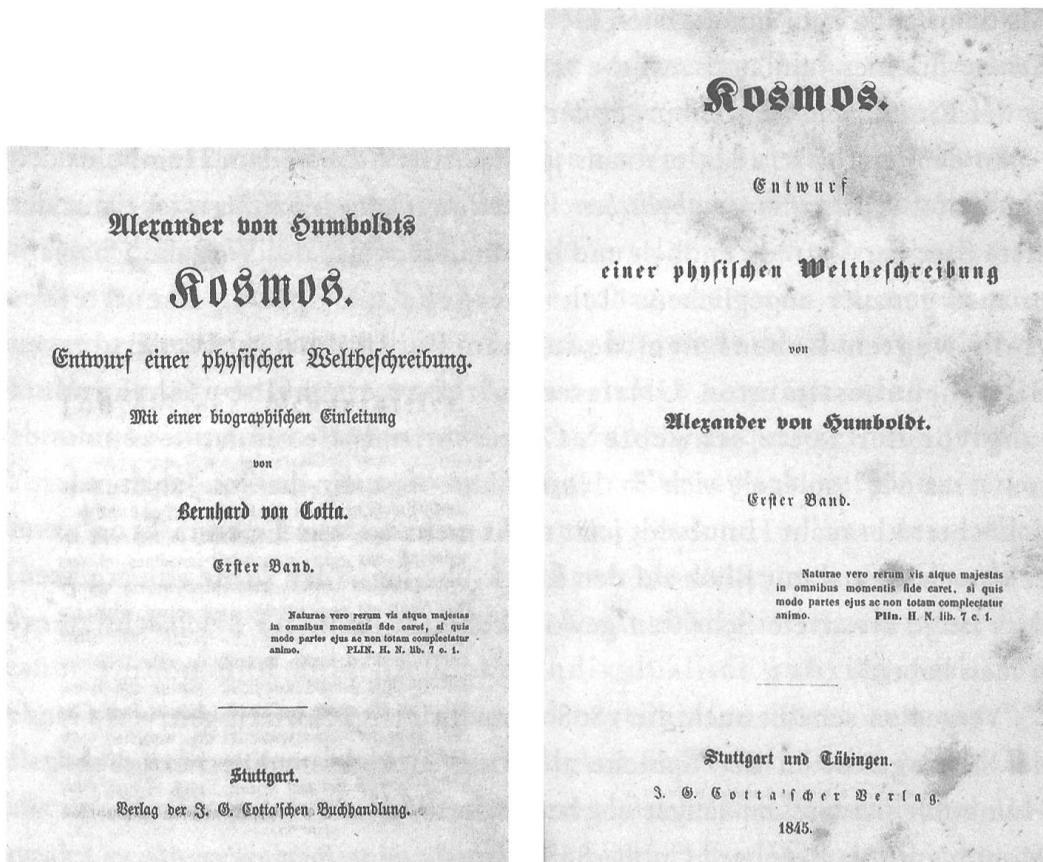


“Je donne aujourd’hui au public le fruit d’un travail de plusieurs années; et comme j’ai réuni dans le *Génie du Christianisme* d’anciennes observations que j’avois faites sur la littérature, et une grande partie de mes recherches sur l’histoire naturelle et sur les moeurs des Sauvages de l’Amériques, je puis dire que ce livre est le résultat des études de toute ma vie”.¹⁸

Sollte dieses ‘Lebenswerk’, dem übrigens – für Humboldt passend – Naturgeschichte und der amerikanische Kontinent Nahrung boten, das Vorbild für Alexander von Humboldts kleines Büchlein sein, das ja in erster Auflage 1808 bloss in einem “Ersten Band” und noch 1826 nur teilweise ergänzt und in neuer Anordnung künstlich gestreckt, in einem ersten und zweiten Band erschien, dann wäre im Vergleich das “schüchtern” allerdings mehr als angebracht. Aber dies ist nun in Anbetracht der enthüllten, wichtigeren Sache selbst einerlei. Am Ende ist es doch in erster Linie jenes grosse Stauen ob der Natur, das ihn sich so klein halten und die sprachliche Form der Beschreibung suchen lässt: “Ueberall”, so Humboldt am Ende der Vorrede von 1808, “habe ich auf den ewigen Einfluss hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt”. Und weiter: “Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet”. Damit hat Alexander von Humboldt wohl auf seine Weise auf die kriegerische Zeit – im besonderen Blick auf die betroffenen Menschen – hingewiesen. Die anfängliche Schüchternheit ist am Ende der Vorrede schliesslich zur Emphase geraten. Humboldt endet mit dem Ausruf “Auf den Bergen ist Freyheit!” “Die Welt ist vollkommen überall/ Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual”.

Humboldt charakterisiert sein Vorgehen selbst als “ästhetische Behandlung naturhistorischer Gegenstände”. Und dazu führt er – stets in der schüchtern eingeleiteten Vorrede – weiter aus, diese Behandlung hätte “trotz der herrlichen Kraft und Biegsamkeit unserer vaterländischen Sprache, grosse Schwierigkeiten der Composition”. Der Reichtum der Natur führe zur “Anhäufung einzelner Bilder”. Und diese störe “die Ruhe und den Totaleindruck des Naturgemäldes”. (Humboldt hat ja wohl gerade deshalb den Text der einzelnen Kapitel durch hintangesetzte “Erläuterungen und Zusätze” entlastet!) Der “Styl” arte darauf bezogen “leicht in eine dichterische Prosa aus”, fährt Humboldt fort und bezichtigt sich selbst “solcher Verirrungen” und eines “solchen Mangels an Haltung”.

Nunmehr also reichen die Argumente aus, um die Schüchternheit, wenn sie denn überhaupt einer inhaltlichen Begründung bedarf, zu erklären. In Anbetracht jener naturphilosophischen Ganzheit, die adäquat darzustellen



Jubiläumsausgabe des Kosmos von Alexander von Humboldt
zum Hundertsten Geburtstag desselben, mit einer biographischen Einleitung
von Bernhard von Cotta. Erster Band, Stuttgart 1869

Erstausgabe von Alexander von Humboldts Kosmos, Entwurf einer physischen Welt-
beschreibung, erster Band, Stuttgart/Tübingen 1845

die Sprache wohl kaum ganz ausreicht, ist das "schüchtern" nun doch bedeutend mehr als eine blosse Formel und *captatio benevolentiae*.

Alexander von Humboldts 'erste Sätze' werden sich auch anderweitig mit dieser Herausforderung und an den Grenzen der "aesthetischen Behandlung naturhistorischer Gegenstände" messen wollen. In den schon 1808 in die *Ansichten der Natur* aufgenommenen "Ideen zu einer Physiognomik der Ge- wächse", die er dann 1826 an den Anfang des "Zweiten Bandes" stellt, liest sich das etwa so:

"Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durch-
forscht, oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organi-
schen Schöpfung misst, so wirkt unter den vielfachen Eindrük-
ken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen
die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt". Das Leben – umfassend!

Als dann 1869 zum hundertsten Geburtstag Alexander von Humboldts sein *Kosmos* in einer Jubiläumsausgabe erscheint, nennt ihn Bernhard von Cotta in der Einführung "Ehrenbürger der gesammten Erde".

In dem erst spät, 1845 erstmals publizierten *Kosmos*, dem Humboldt den Untertitel *Entwurf einer physischen Weltbeschreibung* hinzufügt, ist dann der erste Satz der Vorrede endlich und begründeterweise der Vorgabe Chateaubriands genauer angeglichen: "Ich übergebe am späten Abend eines vielbewegten Lebens dem deutschen Publikum ein Werk, dessen Bild in unbestimmten Umrissen mir fast ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele schwebte". Chateaubriands "le résultat des études de toute ma vie" spiegelt sich in Humboldts "fast ein halbes Jahrhundert". Schüchtern braucht Humboldt jetzt nicht mehr zu sein. Er bestärkt es, wenn er – noch einmal mit Blick auf den Leser – beifügt: "Ich suche zu vergessen, dass lange erwartete Schriften gewöhnlich sich minderer Nachsicht zu erfreuen haben".

Vergessen scheint auch die 1808 thematisierte Schwierigkeit, das Ganze der Naturgrösse in der Sprache abbilden zu können. Diesbezüglich galt Humboldt inzwischen längst als bewundertes Vorbild und der *Kosmos* als Monument. Als Bernhard Cotta 1848 erstmals seine *Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos* erscheinen liess, begann dort der erste Satz schüchtern: "Dass ich es wage, auf Ihrem Kosmos weiter zu bauen ...". Weitergebaut wurde in Tat und Wahrheit gerade auch dort, wo die Sprache als Mittel stets gefordert war und ist, und verlangt, dass deren Verwendung angemessen erfolgen soll. Diese Latte liegt hoch und sollte ruhig manchem Schreiber Schüchternheit einjagen dürfen. Man begreift Cottas abwehrende Haltung: "Der Begriff, die Idee als eine Realität, existirt für den Naturforscher nicht, am wenigsten hält er sich berechtigt, durch kunstfertiges Handhaben der Sprache verborgene Naturprocesse zu entwickeln, wie denn in seinen Augen die formelle Logik nicht berechtigt, die Gesetze der Sprache auf die Natur zu übertragen".¹⁹

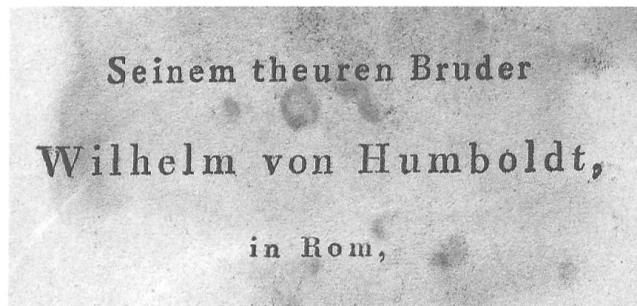
Oder eben doch? Es schüchtern angehend hat Alexander von Humboldt darin eine Meisterschaft entwickelt, was, wie Cotta ausführt, sich selten genug wie eben in einem "so vielseitigen Geist wie Humboldt, der die Harmonie seines Innern auch auf seine Werke zu übertragen vermag", findet.²⁰ Nur in Ausnahmefällen trifft zu, was Alexander sich selbst zum Ziel genommen hatte.

Dieser besonderen sprachlichen Befähigung und darüber hinaus der Einsicht in die komplexen Zusammenhänge von Naturbeobachtung und Be-

schreibung könnte höchstens sein Bruder Wilhelm noch Einiges hinzusetzen. Denn er hatte sich ja wie kaum ein anderer zur “Natur und Beschaffenheit der Sprache” in grundsätzlicher Absicht schon 1799 in jenem Werk geäussert, das dem – auch von Alexander als Vorbild erwählten – Goethe-schen *Hermann und Dorothea* gewidmet war. Dort, in den *Ästhetischen Versuchen*, beginnt Wilhelm die Einleitung wie folgt: “Nichts vollendet so sehr den absoluten Werth eines Gedichts, als wenn es, neben seinen übrigen eigenthümlichen Vorzügen, zugleich den sichtbaren Ausdruck seiner Gattung und das lebendige Gepräge seines Urhebers an sich trägt. Denn wie gross auch die einzelnen Schönheiten seyn mögen, durch welche ein Kunstwerk zu glänzen im Stande ist, wie regellos die Bahnen, welche selbst das echte Genie manchmal verfolgt; so bleibt es doch immer gewiss, dass dasselbe da, wo es in seiner vollen Kraft thätig ist, auch immer in einer reinen und entschiedenen Individualität auftritt, und sich eben so wieder in einer reinen und bestimmten Form ausprägt”.²¹ Auch hier geht es letztlich um Wahrhaftigkeit im Verhältnis von Autor, Objekt und der Form von dessen Beschreibung, was für den Naturforscher Alexander genauso wichtig ist wie für den Sprachforscher Wilhelm. Und passt zu Alexander nicht besonders gut, was Wilhelm 1799 – natürlich in bester Tradition der Diskussion des Sublimen – im Kapitel XLI thematisiert: “Seinen grössten und sinnlichsten Glanz erhält der epische Dichter durch die Einmischung des Wunderbaren”.²²

Für Wilhelm, der dies alles später bei den Kawi auf Java beobachtet und zu einer allgemeinen Untersuchung über “den Einfluss der Sprache auf die geistige Entwicklung der Menschheit” vertieft,²³ sind das – bei aller “scheinbaren unendlichen Mannigfaltigkeit” – Einsichten in die Universalität der Sprache: “Die Thätigkeit der Sinne muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt als solches aufs neue wahrgenommen, in jene zurück”.²⁴ Wo noch früh bei Alexander in der Vorrede zu den *Ansichten der Natur* Skepsis und Schüchternheit angezeigt schienen, um eine solche “Haltung” festzumachen, da fordert jetzt Wilhelm ganz deutlich: “Hier aber ist die Sprache unentbehrlich”.²⁵

Diese Zeilen finden sich in Wilhelm Humboldts *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*. Erst nach Wilhelm von Humboldts Tod publiziert, hat sein jüngerer Bruder Alexander das Vorwort 1836 zu diesem epo-



Widmung des Verfassers an seinen Bruder in der Erstausgabe von Alexander von Humboldts
Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen, Tübingen 1808

chemachenden Werk hinzugesetzt, dessen erster Satz nun lauten muss: "Ich erfülle eine ernste und traurige Pflicht". Ihm, "seinem theuren Bruder Wilhelm von Humboldt, in Rom" hatte Alexander seine *Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen* gewidmet. Es erschien erstmals 1808, im "Schicksalsjahr" der beiden Brüder, als Alexander zwecks Fortsetzung seiner naturwissenschaftlichen Tätigkeit 'zurück' nach Paris fuhr (in Tat und Wahrheit schon im November 1807), und Wilhelm aus Rom zurück nach Berlin (erst im Januar 1809) kam, um hier im "Dienste seines Vaterlandes" das Bildungssystem neu aufzubauen.²⁶ Erst in der zweiten Auflage von 1826 hat Alexander diese Widmung mit dem Datum "Berlin im Mai 1807" präzisiert. Vielleicht hatte die vorgesetzte Schüchternheit auch etwas damit zu tun, dass er sich hier mit den *Ansichten*, weniger als er zugeben wollte, auf einem anderen Parkett bewegte, und er sich in Tat und Wahrheit zurück zu seiner wissenschaftlichen Arbeit in Paris sehnte. "Mögen meine Ansichten, trotz dieser Fehler, welche ich selbst leichter rügen als verbessern kann, dem Leser doch einen Theil des Genusses gewähren, den ein empfänglicher Sinn in der unmittelbaren Anschauung der Natur findet".²⁷ Von Auflage zu Auflage wuchs der Anteil der wissenschaftlichen "Erläuterungen und Zusätze": allerdings ohne dass er je die Sprache und alles was sie zu ergreifen imstande ist, verlassen hätte. Man kann schliesslich die alten "Samothracischen Sagen" und den Durchbruch des Bosporus in gleicher Weise mit Hinweis auf Karl Ernst Adolf von Hoff's *Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen Natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche* wie auf Creuzers *Symbolik* belegen.²⁸ Humboldt konnte es! Kein Grund für Schüchternheit!



Zweifellos, erste Sätze haben es in sich. Auch wenn sie noch so schüchtern und zaghaft daherkommen, enthüllen sie vieles, wenn man den gelegten Spuren zu folgen vermag. Was scheinbar so zufällig aufs Papier gesetzt wurde, führt in die Tiefe, lässt Beweggrund und Umstand des mühevollen Schreibens verstehen und deshalb den behandelten Gegenstand auch besser begreifen. Der Zweifel des Autors überwiegt meistens vor Selbstsicherheit und Gewissheit, auch wenn dies nicht immer – schüchtern – eingestanden wird. Umgekehrt kann ein solches Schutzschild genauso wenig über die tatsächlichen Schwierigkeiten und – nicht nur in Anbetracht der übermächtigen Natur – die Grenzen der Sprache hinwegtäuschen. Von Selbstzweifeln betroffen, mag man sich getrost an den ersten Sätzen anderer, auch der ganz Grossen orientieren, um so erfahren zu können, dass jene Grenzen nicht nur die eigenen sind, sondern geteilte Not und darüber hinaus geteilte Wirklichkeit im schwierigen Erfassen der Welt darstellen.

“Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse: dass sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann; denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft”. So lautet der erste Satz der Vorrede, die Kant 1781 der *Kritik der reinen Vernunft* voransetzt.²⁹ Und man denkt gleich: mutig, ja verwegen, wer hier bei Androhung von Belästigungen weiterliest! Später in der Vorrede wird Kant sagen, die Metaphysik als “Königin aller Wissenschaften” hätte lange “ihre Herrschaft, unter der Verwaltung der Dogmatiker, despatisch” ausgeübt. Jetzt folgt nach obigem, auch nicht gerade mutmachenden ersten Satz die Präzisierung: “In diese Verlegenheit geräth sie ohne ihre Schuld.” Was auch noch nicht weiterhilft! Erst dann kommt mit dem Hinweis auf die Bindung von Grundsätzen an den “Lauf der Erfahrung” Land in Sicht. Dieser Faden wird dann im ersten Satz der Einleitung unter dem Titel der “Idee der Transcendental-Philosophie” wieder aufgenommen: “Erfahrung ist ohne Zweifel das erste Product, welches unser Verstand hervorbringt, in dem er den rohen Stoff sinnlicher Empfindungen bearbeitet”.³⁰ Langsam beginnt man sich einzurichten und ist jetzt bereit den ersten Satz des ersten Teiles der *Kritik der reinen Vernunft* zur “Transcendentalen Aesthetik” zu lesen, in dem der Begriff der “Anschauung” so einfach und einleuchtend dargestellt wird, dass man annehmen möchte, es sei der sichere Umgang mit Verstand und “Receptivität”, “(directe) oder im Umschweife (indirecte)” seither und im Einklang mit dem allgemeinen Fortschritt der

Gesellschaft inzwischen so weit gediehen, dass nun heute alle jene Belästigungen besiegt und überwunden und lauter Freude beim Umgang mit dem „Denken als Mittel“ herrsche. Wir wissen, dass dem nicht so ist, dass wir immer noch bei den ersten Sätzen verweilen und kaum darüber hinweg gekommen sind.³¹

Kant macht es uns auch nicht gerade einfach. Der Vorrede der zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* von 1787 stellt er einen weiteren Zweifel voran: „Ob die Bearbeitung der Erkenntnisse, die zum Vernunftgeschäfte gehören, den sicheren Gang einer Wissenschaft gehe oder nicht, das lässt sich bald aus dem Erfolg beurtheilen“.³² Doch statt diesen Erfolg gleich auszuweisen, bemüht Kant Zeilen später das alte Bild vom „blossen Herumtappen“; es wäre allein schon verdienstvoll, den Weg „wo möglich“ überhaupt ausfindig zu machen. Ein schmaler Pfad! Die Logik hätte im übrigen seit Aristoteles keinen Schritt zurück aber auch nicht vorwärts getan. Was sie auszeichnet, verdanke sie nur „ihrer Eingeschränktheit“, woraus sich jeder Zweifel für den nährt, der nun eben darüber, über das „sich selbst und seiner Form“ des Verstandes und über den blassen „Vorhof der Wissenschaften“ hinaus, weiterfrägt. Soviel aus Anlass des zweihundertsten Todestages des grossen Denkers aus Königsberg!

Gut kann sich hier nur fühlen, wer mit der Frage und dem Zweifel zu leben gewohnt ist. Es bedarf ‚bloss‘ einiger erster Sätze, um sich dies in Erinnerung zu rufen und um sich in dieser Bedingung menschlichen Geistes einrichten zu können. Von hier aus lässt es sich gemächerlicher angehen. Wie ein breiter Strom ergiessen sich die übrigen ersten Sätze als umständliche Präambeln, vorgeschützte Anekdoten oder ablenkende Bilder. Nur wenige Kostproben:

„Dieser kurze Abriss einer allgemeinen Geschichte der Philosophie, ist bloss zu einem Leitfaden meiner Vorlesungen über diesen wichtigen Theil der Gelehrsamkeit bestimmt.“ Na dann eben weg damit! Wie soll man motiviert zu lesen beginnen, wenn dieser erste Satz der Vorrede zu Johann August Eberhards Werk *Allgemeine Geschichte der Philosophie zum Gebrauch academischer Vorlesungen* so daherkommt. Die Zeichen von Schüchternheit und begründeter Einsicht von Ungenügen, die im Vergleich zu dem „bloss“ motivieren könnten, kommen zwei Seiten danach zu spät: „... so viel es meine Kräfte und mein eigener geringer Büchervorrath erlaubten ...“.

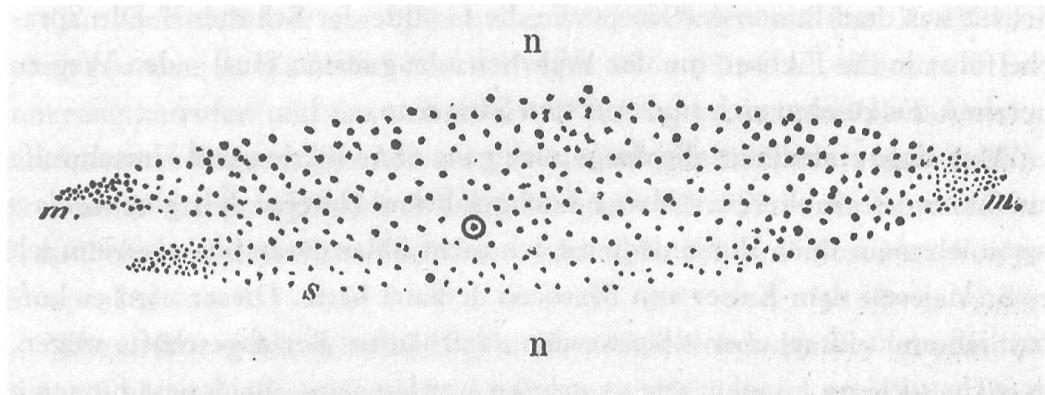
Dagegen macht ein anderer, langfädiger erster Satz – stets aus der gleichen Zeit – wenigstens ein bisschen neugierig: „Der angenehmste Abend lachte herab, als ich von gewisser Unruhe zerstreuet, mich an dem Ufer der

kleinen Venedig-Insel, welche der Moldaufluss, so wie ein stiller Kummer mein Herz, umfloss, unter jungen Erlen hinsetzte – Ich zog das Werckchen des Herrn Royko hervor, und so wie Harduin in der Lalage des Horaz die christliche Religion fand; und im Gegentheil in denen Descartes, Arnauld, Pascal, Nicole u.a. Atheisten entdeckte, glaubte ich ein Abentheuer eines ausserordentlichen Apostels erblickt zu haben. Ich las – und las das Gelesene nochmals, um mich gänzlich zu überzeugen, das es wahrhaft da geschrieben steht, was ich las. – Die schwarze Nacht breitete ihre Schatten über die ganze Gegend aus; eine dicke Wolke zog sich über mein Haupt zusammen, dass nicht ein Schimmer der Sterne durchzudringen vermochte ...”.

Nun, spätestens jetzt, weiss man es, dass diese Ansichten der Natur mit samt den Gewitterwolken im Kopf des Melchior Stoyko gebildet werden und sich bald auf den Prager Professor Kaspar Royko und dessen kirchliche Ansichten zu Johann Hus ergiessen werden. Es ist Johann Hus selbst, der zum Sprechen gebracht wird und sich “aus der Sprache des Elisium übersetzt” an den Kirchenhistoriker richtet und seinerseits mit dem ersten Satz beginnt: “Schon sind in der obern Welt 368 Jahre hingeflossen, seit dem ich in einem Lande wo alles immer und ewig gegenwärtig ist, wandle, in welches ich von dem Scheiterhaufen bey Kostnitz übergetreten bin. O was für ein kurzer Schritt aus dem Lande der Körper in die Gefilde der Schatten?” Die Sprache führt in die Fiktion, um der Wahrheit – zugunsten Hus’ – den Weg zu bereiten. Es kündigt sich in den ersten Sätzen an.

Man kann erste Sätze allerdings auch ganz ohne Fiktion und Umschweife zielführend formulieren: “Meine hochgelahrten Herren! Ich glaube, dass wenn ich mein Buch Ihnen dedizire, ich nicht übler daran bin, als wenn ich es Sr.Majestät dem Kaiser von Marocco dedizirt hätte. Dieser wird es hoffentlich nicht lesen; aber – Sie werden, überhäufter Berufsgeschäfte wegen, es nicht so lesen können, wie es gelesen werden muss. Beides ist für mein Buch gleichviel. Doch wollte ich nicht ermangeln ...”.³³ Salomon Maimon beginnt 1794 seinen *Versuch einer neuen Logik oder Theorie des Denkens* auf diese entwaffnende Weise. Man muss zu besserem Verständnis ergänzen, dass auf dem Vorblatt mit der aufgedruckten Widmung “Den Hochgelahrten Herren Recensenten von Profession*)” in einer Fussnote präzisiert wird: “Ich hoffe, dass die andern Herren Recensenten, die keine Recensenten von Profession sind, es mir nicht übel nehmen werden, wenn ich sie von der Ehre dieser Zueignung ausschliesse. Ich habe meine guten Ursachen dazu”. Das wissen wir, die wir die ersten Zeilen der Widmung schon gelesen haben!

Erste Sätze haben es in sich. Ihr Spektrum ist so weit, dass sie den ganzen Reichtum geisteswissenschaftlicher Imponderabilien wiedergeben können. Nicht immer kommt es zu ersten Sätzen wie 1801 in Fichtes Ansichten zu *Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen*, sodass der Herausgeber, in diesem Fall A.W. Schlegel, die Aufgabe übernimmt und beginnt: "Der Verfasser dieser Schrift hatte anfänglich die Absicht, sie unter seinem Auge dem Drucke zu übergeben", bevor dann "zufällige Hindernisse" aufgetaucht und dem Ganzen eine andere Wendung verpasst haben. Erste Sätze sind meist mehr als jene blossen Wendungen und Windungen, die wir als Dedikationen zu beschreiben gewohnt sind, die durchaus ihre eigene alte Ordnung besassen und ihr folgten. Sonst wären sie nicht zum Gegenstand gelehrter Abhandlungen geworden, wie sie auf anderen Untersuchungen aufbauend Friedrich Peter Tacke 1733 in Wolfenbüttel vorlegte und – seinerseits – keinen Geringeren als Johann Lorenz Mosheim und Johann Albert Fabricius dedizieren wollte. Tacke beschliesst seine Arbeit mit Hinweis auf den, der sich – aus naheliegenden Kostengründen – Widmungen verbat und dies in die Formel fasste: "Er schreibe sie dem Teufel zu und nicht mir".



"Sterngruppierung im Weltraum", nach Alexander von Humboldts Kosmos,
Stuttgart/Tübingen 1845, S. 86

- ¹ Auf einzelne Verweise auf die umfangreiche Literatur zu Alexander von Humboldt ist im Folgenden meist verzichtet: insbesondere da, wo sich Hinweise und Zitate in erstaunlicher Übereinstimmung wiederholen. Man findet diese Belege an entsprechender Stelle der Biographie mühelos und meist auch schon bei Bruhns (vgl. K. Bruhns, *Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie*, Leipzig 1872). Andererseits sind die atypischen Hin- und Querverweise in Ergänzung üblicher Belege ausdrücklich nachgewiesen.
- ² "En fait de noms propres, nous n'en manquerions pas non plus parmi les correspondants du Muséum. A leur tête il faudrait mettre le baron von Humboldt, cet homme illustre qui a fait pour l'Amérique presque autant que Christophe Colomb". Vgl. P. Boitard, *Le jardin des Plantes ..., précédé d'une introduction historique ... par M.J. Janin*, Paris 1842, S. xlix.
- ³ Vgl. *Schillers Briefe*, hg. von F. Jonas, V, Stuttgart/Leipzig/Berlin/Wien 1895, S. 234. – Im Hinblick auf das unten Aufgeführte ist auch interessant, was Schiller in diesem Brief zuvor über Alexander, den Kontrast zu Wilhelm (über-)betonend sagt: "Es ist der nakte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfasslich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und, mit einer Frechheit die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht".
- ⁴ Was diesbezüglich zu berichten ist, bezieht sich auf einen späten Tagebucheintrag von Varnhagen vom 4. Juli 1857 (!). Vgl. K. Bruhns, *Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie*, I, Leipzig 1872, S. 415: "Humboldt erzählte gestern auch von der Zeit, wo er in einem Seitenhaus ... Das war 1807, gerade vor fünfzig Jahren ...". – Vgl. auch: K.R. Biermann/I. Schwarz, "Moralische Sandwüste und blühende Kartoffelfelder". *Humboldt – ein Weltbürger in Berlin*, in: *Alexander von Humboldt, Netzwerke des Wissens*, hg. von F. Holl/K. Reschke, Berlin/Bonn 1999/2000, S. 183ff., hier S. 187.
- ⁵ Varnhagen (vgl. Bruhns, *op. cit.*) berichtet selbst: "... ich habe das Magnethäuschen oft gesehen, wenn ich Johannes von Müller, der auch in einem Seitenhause wohnte, zu besuchen pflegte". Er zitiert zudem den "alten George", der seinen Garten zu zeigen pflegte und dann kommentierte: "Hier habe ich den berühmten Müller, hier den Humboldt, hier auch den Fichte, der aber nur ein Philosoph sein soll". – Vgl. zur weiteren Deutung auch: D. Botting, *Humboldt and the Cosmos*, New York 1973, S. 186. Der Autor bezeichnet an dieser Stelle Alexander von Humboldts Berlinaufenthalt "as a voluntary exile", wogegen sich andere Biographen, so zum Beispiel Adolf Meyer-Abich, *Alexander von Humboldt*, Reinbek bei Hamburg 1967, S. 112 damit begnügen, Alexander als "Europäer" und insofern über die geschichtlichen Ereignisse erhaben darzustellen. Botting wiederum (*op. cit.*, S. 185) betont die damalige Kritik an Alexander "for his lack of Deutschheit" und resumiert: "Humboldt hated Berlin". So mischen sich Geschichtsschreiber – teils etwas voreilig – in die Gefühlswelt ihrer Helden ein!
- ⁶ Vgl. J.G. Fichte, *Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. In öffentlichen Vorlesungen, gehalten zu Erlangen, im Sommer-Halbjahr 1805*, Berlin 1806 (Vorrede datiert "Berlin, im Jänner 1806").
- ⁷ Vgl. dazu: F. Fröhlich, *Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eine Untersuchung ihrer Entstehungsgeschichte*, Berlin 1907, S. 5f.
- ⁸ Vgl. J.G. Fichte, *Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters*, Berlin 1806, S. 9f.
- ⁹ Vgl. dazu die Einleitung in: R. Lauth, *Fichte, Reden an die deutsche Nation*, Hamburg 1978, passim und S. xxxiii (zur Fichte'schen Auffassung von 'Nation'). – Erst der von Immanuel Hermann Fichte herausgegebenen Ausgabe der *Reden an die deutsche Nation*, Tübingen 1859, ist die Widmung (des Herausgebers) "Der deutschen Jugend des gegenwärtigen Geschlechtes, besonders den vaterländischen Kriegern" hinzugegeben. Spätere Instrumentierungen der Fichte'schen Schrift von 1808 sind sattsam bekannt.

- 10 Vgl. J.G. Fichte, *Über den Begriff des wahrhaften Krieges in Bezug auf den Krieg im Jahre 1813. Ein Entwurf für den Vortrag, mit einer Rede verwandten Inhalts herausgegeben*, Tübingen 1815.
- 11 Eine solche gegen den “törichten” Vorwurf eines “Verrats” Johannes von Müllers gerichtete Darstellung in: F. Ernst, *Johannes von Müller*, in: *Grosse Schweizer*, hg. von M. Hürlimann, Zürich 1942(!), S. 167ff.
- 12 Vgl. J. von Müller, *Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten besonders der Europäischen Menschheit. (1797) Herausgegeben nach des Verfassers Tode durch dessen Bruder Johann Georg Müller*, Tübingen 1810, I, S. xix.
- 13 Vgl. G. Cuvier, *Eloge historique de M. Le Comte Foucroy*, Prononcé à la séance publique de l’Institut, le mardi 7 janvier 1811, (Paris 1811), S. 1f. (Vorabdruck).
- 14 A. von Humboldt, *Ansichten der Natur*, Tübingen 1808, S. 281.
- 15 Vgl. J.C. Adelung, *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen, Vierter Theil*, Leipzig 1780, Spalte 285. – Die erste Umschreibung (“In thätigem Verstande, Scheu und Furcht erweckend …”) behält Adelung “einigen oberdeutschen Gegenden” vor.
- 16 Ganz ähnlich endet die Vorrede Fichtes zu den *Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters*, Berlin 1806, S. iv: “Ich habe darum, bei der Herausgabe dieser Schrift, dem Publikum nichts weiter zu sagen, als das ich ihm nichts zu sagen habe. Berlin im März 1806. Fichte”.
- 17 Vgl. dazu ausführlich: O. Krätz, “Dieser Mann vereint in sich eine ganze Akademie”, in: *Alexander von Humboldt. Netzwerke des Wissens* cit., S. 113ff.
- 18 F.-A. de Chateaubriand, *Génie du Christianisme ou beautés de la religion chrétienne*, I, Paris 1802, Préface.
- 19 Hier zitiert nach der zweiten Ausgabe: B. Cotta, *Briefe über Alexander von Humboldt’s Kosmos, Dritter Theil*, Leipzig 1855, S. 454 (Schlusswort).
- 20 *Ibid.*, S. 456.
- 21 Vgl. W. von Humboldt, *Ästhetische Versuche. Über Götthe’s Hermann und Dorothea*, Braunschweig 1799, S. (v).
- 22 *Ibid.*, S. 141.
- 23 Dies die Formulierung seines Bruders Alexander im Vorwort vom März 1836 zu *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*.
- 24 Vgl. W. von Humboldt, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, Berlin 1836, S. 52.
- 25 *Ibid.* – Danach (S. 53) die Formulierungen zum Sprechen als einer “nothwendigen Bedingung des Denkens des Einzelnen (auch) in abgeschlossener Einsamkeit” und: “In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich”.
- 26 Vom Schicksaljahr 1808 der Brüder ist in der Einleitung zu *Briefe Alexander’s von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm*, Stuttgart 1880, S. xlvi, die Rede, die “von der Familie von Humboldt” herausgegeben sind.
- 27 Nochmals aus der Vorrede zu den *Ansichten der Natur*, Tübingen 1808, S. vii.
- 28 In der entsprechend ergänzten Fussnote zu den *Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse* in der Zweitausgabe der *Ansichten der Natur*, Zweiter Band, Stuttgart/Tübingen 1826, S. 79.
- 29 Vgl. I. Kant, *Critik der reinen Vernunft*, Riga 1781, o.S. (Blatt a4 recto).
- 30 *Ibid.*, S. (1).
- 31 *Ibid.*, S. 19.
- 32 Vgl. I. Kant, *Critik der reinen Vernunft, Zweyte hin und wieder verbesserte Auflage*, Riga 1787, S. (vii).
- 33 Vgl. S. Maimon, *Versuch einer neuen Logik oder Theorie des Denkens. Nebst angehängten Briefen des Philaletes an Aenesidemus*, Berlin 1794, S. (v).